



Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 45.

Junge Herzen.

Novelle von E. Merk.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war zu seltsam. Martha brachte es nicht mehr fertig, mit Bruno zu plaudern, wie in den ersten Tagen auf dem Lande. Damals waren sie gleich bei dem ersten Spaziergang im triefenden Regen so gut miteinander bekannt geworden, daß sie mit ihm gesprochen hatte, wie nie vorher mit einem Menschen. Sie hatte ihm erzählt von dem Heimweh, das sie in der Pension gehabt und das sie auch zu Hause bei der Mama nicht ganz verlassen, und von ihrem toten Vater, den sie ja nur als Kind gekannt und nach dessen Liebe sie doch so namenlose Sehnsucht hatte. Aber dann, als sie sich öfter getroffen, dann war in seiner Nähe jenes wunderliche Schwinden alles Denkens über sie gekommen, so wie jetzt, daß sie sich wie gelähmt fühlte und nur noch das Brausen in ihren Ohren, das Klopfen in ihrem Herzen vernahm, das jeden klaren Gedanken erstickte.

Nun schwieg auch er eine Weile.

O Gott! Was hatte sie ihm alles sagen wollen bei diesem lang-ersehnten Wiedersehen; und nun fand sie nur die kindischen Worte: „Erinnern Sie sich noch an das Tannenbäumchen, das wir zusammen ausgegraben haben? Es ist ganz gut fortgekommen. Einmal ward es weh; da hatte ich solche Angst —“

„Ich habe es vor Ihrem Fenster bemerkt, als ich vorbeiging. Ich bin oft vorbeigegangen, Fräulein Martha.“

„Zweimal habe ich Sie gesehen,“ gab sie errötend zu.

„Und haben mich so förmlich gegrüßt, ganz stolz und fremd,“ sagte er vorwurfsvoll.

Sie sah ihn lächelnd an. „Wirklich? Ach nein!“

Harmlose Worte! Das schüchterne Stammeln einer ersten Neigung! Aber durchglüht von der tiefen Empfindung ungebrauchter Herzen, getragen von dem Ernst, mit dem man liebt, ehe noch das Leben den Duft von der Seele streifte.

Dann kommt der Tanz, bei dem Bruno in

einer Saalecke sitzt und unermüdlich einer weißen Gestalt nachblickt. Er will nicht tanzen; er schämt sich, ungelent und linksch zu erscheinen unter den anderen.

Aber ihre Augen suchen ihn immer wieder, und zuweilen erhascht sie auch einen Moment, um zu ihm zu treten; nun, da er ihr so aus geschlossen erscheint von den anderen, findet sie in ihrem Mitleid, in ihrem Wunsch, ihn zu trösten, wärmere, liebere Worte als zuvor.

Aber einmal, da sich seine Eifersucht, sie von Arm zu Arm fliegen zu sehen, immer qualvoller gesteigert hat, fragt er sie mit finsternen Augen: „Macht es Ihnen wirklich Freude, so herum-zuhüpfen?“ und sie antwortet rasch, erschrocken vor seinem düsteren Blick:

„O nein! Ich möchte ja so viel lieber bei Ihnen hier in der Ecke sitzen und mit Ihnen plaudern, wenn ich dürftel!“

Aber kaum ist das Geständnis über ihre Lippen gekommen, so erglüht sie über und über, schämt sich in heftiger Reue und zwingt sich nun, wie zur Strafe für ihren Mangel an Stolz, ihm fern zu bleiben.

Aber sie bemerkt es dennoch, daß sein Ge-

„Was soll ich hier? Ich bin überflüssig,“ murmelte er, an der Unterlippe nagend.

Aber sie sieht ihn flehend an, mit einem rührenden Augenaufschlag.

„O bitte, nein! Bleiben Sie noch,“ stammelt sie schüchtern.

Sein Trotz kann nicht bestehen vor diesem warmen Ton.

Während des Rotillons zieht er seinen Stuhl neben den ihren, und in dem Blumenkranz, den er ihr überreicht, steckt ein kleines Gedicht.

„Ich schrieb es dort in meiner einsamen Ecke, während Sie tanzten, Martha,“ sagte er leise.

Sie wirft hinter dem Fächer einen Blick auf die Zeilen: die ersten Liebesworte; das erste Geständnis: „Ich bin dir gut!“ Und die glühende Frage: „Und du? Und du?“

Das Jubeln der Musik, das Flüstern und Lachen in ihrer Nähe, es klingt ihr wie in weiter Ferne. Vor den Augen tanzen ihr tausend Sonnensünken; sie fühlt nur noch ein wunderbares Zittern, einen seligen Glücksschauer, wie sie nun dicht vor ihm steht und ihm die Ordensschleife an den Rock heftet. Ihre Augen begegnen einander über die Hände hinweg und tragen bis in die Tiefen der Seele hinein die Antwort: das süße, selige, jubelnde „Ja!“

Niemand bemerkte das junge Glück, das da in dem stillen Winkel empordämmerte; sie waren beide viel zu innerlich ergriffen und bewegt, um ihre Empfindungen zu verraten.

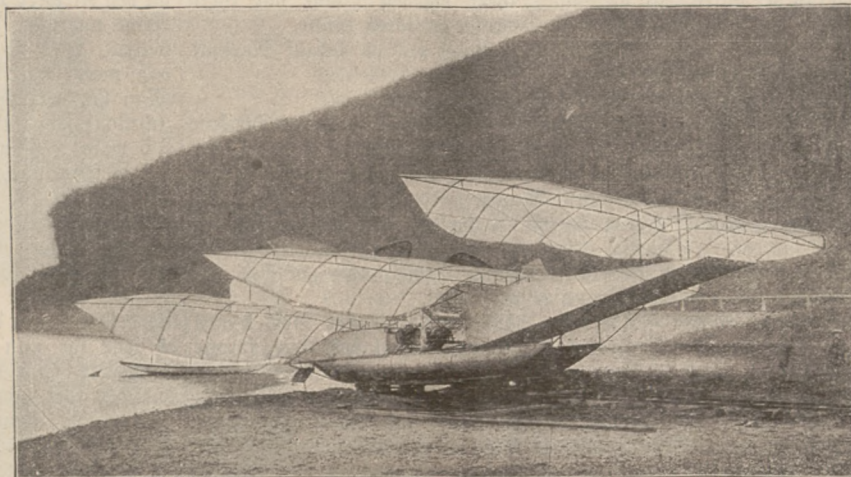
„Fräulein v. Stapf! Aber Fräulein v. Stapf! Sie sind an der Reihe!“ rief der Offizier, welcher als Tanzordner den Rotillon leitete, das junge Mädchen aus ihrer süßen, stummen Traumseligkeit aufschreckend.

Während Martha sich zerstreut erhob und mit einem verklärten Lächeln auf dem Gesichte die Tanzfigur aus-

sührte, folgten ihr nicht bloß Brunos Augen mit Bewunderung; auch der Blick eines Herrn, der eben aus dem Rauchzimmer getreten war, um die Paare zu betrachten, blieb auf der Gestalt haften, die mit so weichen Bewegungen, in so unbewußtem Liebreiz durch den Saal schwebte.

Der Tanz ist eben zu Ende. Mit einem angstvollen Ungestüm macht sie sich frei und tritt auf ihn zu.

„Sie wollen schon fort, Herr Döllnitz?“



Der Krebische Drachensieger. (S. 355)
Aufgenommen mit Nobat-Apparat.

Es war ein Mann Ende der dreißiger Jahre, mit blondem, über den Schläfen schon stark gelichtetem Haar, unregelmäßigen, aber sehr lebhaft bewegten Zügen, klugen, durchdringenden Augen, die unendlich scharf zu beobachten schienen, und einer eleganten, nach der allerneuesten Modellaune gekleideten Gestalt.

„Bitte, sehen Sie einmal die junge Dame dort an, ganz in schlichtem Weiß,“ sagte er, einem neben ihm stehenden jungen Architekten auf die Schulter tippend. „Wenn ein Künstler die Jungfräulichkeit versinnbildlichen oder ein Engelsköpfchen malen wollte, könnte er sich ein schöneres Modell wünschen? Wer ist das Fräulein?“

„Die Tochter des verstorbenen Regierungspräsidenten v. Stapf. In der That eine reizende Erscheinung. Wenn ich mir vielleicht die Ehre geben dürfte, Herr Direktor, Sie bekannt zu machen?“ erwiderte der Angeredete eifrig, mit einem geschmeichelten Lächeln, endlich die längst erstrebte Beachtung des einflussreichen Mannes gefunden zu haben.

„Ja, ich bitte Sie um den Gefallen, nach dem Rotillon,“ lautete zu seiner noch größeren Befriedigung die Antwort.

Der blonde, elegante Mann war der erste kaufmännische Direktor einer großen, mit ganz bedeutendem Kapital arbeitenden Baugesellschaft; eines jener Glücksfinder unserer Tage, die sich nicht langsam und mühevoll vorwärts arbeiten müssen, sondern förmlich von einem günstigen Windstoß in die Höhe geschwungen zu werden scheinen. Klemens Seydel war als bescheidener Agent mit der Baugesellschaft in Verbindung getreten. Schon bald aber hatte er durch seinen hervorragenden kaufmännischen Blick, durch den überraschenden Erfolg aller von ihm angerathenen Unternehmungen der Gesellschaft so wesentlichen, bis zu Millionen sich steigenden Gewinn gebracht, daß er das unbedingte Vertrauen der Aktionäre und Aufsichtsräte gewann und schon mit fünfunddreißig Jahren die glänzende Stellung eines Direktors erhalten hatte.

Nun war in dem bisher in unbeirrbarem Ehrgeiz nur seinem Ziel zustrebenden Manne erst die zurückgehaltene heiße Lebenslust erwacht; er hatte sich mit lebhaftem Temperament und stahlharten Nerven in den Genuß gestürzt, jedoch dabei niemals das Bestreben aus den Augen verloren, in der guten Gesellschaft Fuß zu fassen und sich in den besten Kreisen Ansehen zu verschaffen.

Martha nickte schüchtern, als der Direktor am Arm des jungen Architekten auf sie zu trat und ihr nach erfolgter Vorstellung einige Höflichkeiten sagte. Aber diese mädchenhafte Scheu gefiel ihm gerade; so kindlich unerfahren, so unberührt vom Leben hatte er sich immer das Mädchen gewünscht, das er zu seiner Frau machen wollte.

Es war einer seiner feststehenden Beschlüsse in seinem klug ausgearbeiteten Lebensplane, sich vor dem vierzigsten Jahre zu verheiraten, und zwar mit einer sehr wohlgezogenen jungen Dame aus ganz guter Familie, deren Verbindung ihn in seiner sozialen Stellung emporheben und festigen sollte.

Während er dem jungen Mädchen gegenüberstand, regten sich in seinem rasch denkenden Kopf bereits die klarsten und bestimmtesten Wünsche und Absichten. Sie gewannen dann noch lebhaftere Färbung, nachdem er mit Frau v. Stapf bekannt geworden und einen sehr lebenswürdigen Eindruck von der Mutter der jungen Dame erhalten hatte.

Lea war in ihrer rosigsten Laune.

General Döllnitz hatte sich fast ausschließlich ihr gewidmet, und sie genoß mit innerlichem

Triumph die süßeste Befriedigung, die es für sie gab: den ärgerlichen Neid, der ihr da und dort aus Frauenaugen entgegenblitzte.

Sie fühlte, daß sie ein Stück ihrer alten Macht über Wolf Döllnitz zurückgewonnen hatte, und daß seine einstige Liebe zu ihr langsam wieder emporreifen würde, wenn sie ihr Zeit vergönnte, in dem ernster gewordenen Männerherzen zu wachsen, wenn sie mit Geschick die zarte Pflanze pflegte und mit warmem Hauche ihr Gedeihen förderte.

Aber plötzlich verdüsterte sich das lächelnde Gesicht der schönen Frau. Ihr Blick war auf ihre Tochter gefallen, die neben Bruno im Erker stand. Diese Blicke, welche die beiden tauschten! Dieses wunderbare Glänzen in Marthas Augen! Ein Gedanke, der ihr bisher niemals in den Sinn gekommen war, trat ihr nun ganz unabweisbar nahe: die beiden waren sich gut, sie liebten sich und vielleicht nicht erst seit heute! Aber ehe Lea noch Zeit gefunden, sich die Trag-



Abdurrahman-Khan, Emir von Afghanistan †. (S. 355)

weite dieser Entdeckung klar zu machen, hatte sie auch fast instinktiv die Empfindung, daß hier ein Hemmnis ihrer eigenen Pläne vor ihren Augen stand, das sie zerstören müsse.

Mit rauher Stimme rief sie darauf Marthas Namen.

„Wir fahren nach Hause!“

Der General, dessen Sohn und der Direktor Seydel, der sich an lebenswürdiger Galanterie überbot, begleiteten die Damen in die Garderobe, bis an den Wagen.

Lea heftete fortgesetzt die Augen auf die Tochter, als wolle sie mit ihren durchdringenden Blicken jede stumme Zwiesprache zwischen ihr und Bruno abschneiden.

Aber den Händedruck, der für diese beiden jungen Menschenfinder so viel bedeutete, konnte sie ihnen doch nicht wehren. Ein süßer Schauder rieselte Martha durch alle Adern, als sie dann ihr heißes Gesicht an das Wagenfenster lehnte und in die Sternennacht hinausblitzte. Nun kam der Moment, in dem sie das Erlebte erst erfassen mußte, als wäre sie schwindelnd, in jähem Flug hoch über die Welt emporgetragen worden und könnte nun Umschau halten über das neue Leben, das vor ihr lag.

Und während das Mädchen so in zitterndem Jubel das Frühlingsfest ihres Herzens feierte, dachte ihre Mutter: Möglichst rasch muß diese Neigung zertreten werden. In jeder Liebe spielt die Eitelkeit eine Hauptrolle; und ein Mann

ist verloren in solch jungem Herzen, sobald er nicht bewundert wird.

„Der arme General Döllnitz!“ begann sie plötzlich. „Es ist doch eigentlich ein rechtes Unglück für ihn, solch einen Sohn zu haben. Eine traurige Figur in einem Ballsaal; ein mitleiderregender, krüppelhafter Mensch! Er sollte wirklich lieber zu Hause bleiben.“

Das Kind an ihrer Seite, das eben in seinen lichten Sonnenhöhe geträumt hatte, fühlte sich bei diesen Worten wie von einer rauhen Faust zur Erde geschleudert. Einen Moment sah sie ganz starr vor sich hin, und Thränen traten ihr in die Augen und wollten ihr die Stimme ersticken. Aber sie faßte sich tapfer, und mit ganz ungewohnter Heftigkeit, zitternd in heiligem Zorn, erwiderte sie: „Ich meine im Gegenteil, welches Glück für den Herrn General, solch einen Sohn zu besitzen!“

Lea stieß ein kurzes, verächtliches Lachen aus. Sie verstand ja die Zartheit der Empfindungen nicht mehr, die sie verletzte; sie ahnte nicht, wie grausam sie war.

„Du würdest nicht lachen, Mama, wenn du wüßtest, wie Herr Döllnitz zu einem mitleiderregenden, krüppelhaften Menschen wurde, wie du ihn nennst,“ fuhr Martha fort, erst mühsam nach Worten ringend, dann immer wärmer und freier. „Ich weiß es von seinem Vater selbst. Der Herr General war eines Abends, nachdem er einen anstrengenden Tag hinter sich hatte, an dem er kaum vom Pferde gekommen war, auf dem Sofa eingeschlafen. Und plötzlich fällt, aus einer nie aufgeklärten Ursache, die Hängelampe herab auf den Tisch. Das Tuch, der Teppich brennt; ein Makartstrauch in der Ecke fängt Feuer, und knisternde Funken fliegen durch das ganze Zimmer. Der General, der, jählings erwacht, sich in die Sofadecke verwickelt hat, vermag nicht rasch genug aufzuspringen. Sein Sohn, der im Nebenzimmer eben im Begriffe gewesen war, sich auszukleiden, eilt, durch den heftigen Schlag erschreckt, herein. Er sieht seinen Vater brennen; er wirft sich auf ihn, umschlingt ihn mit seinen Armen und erdrückt, der Gefahr für sich selber nicht achtend, die Glut.

Der General war noch im Waffenrock gewesen; er kam mit einer leichten Verengung am Bart und an den Kleidern davon. Sein Sohn aber, dessen Arme nur von der dünnen Leinwand geschützt waren, trug so heftige Brandwunden davon, daß man lange Zeit für sein Leben fürchtete. Man hat versucht, ihm künstlich Hautstücke anzuhäuten; sein linker Arm aber ist steif geblieben. Ich meine, Mama, sein Vater kann stolz sein auf diesen Sohn, den du einen Krüppel nennst! Es ist schön für einen Mann, Mut zu besitzen! Es ist beneidenswert, sich opfern zu dürfen für einen geliebten Menschen!“

In dem Halbdunkel des Wagens, durch den nur der schwache Laternenschein glitt, leuchteten die hellen Augen des Mädchens in Begeisterung; es war ihr nun wie Befreiung gewesen, ihr übervolles Herz ausströmen zu lassen in dem Lob des Geliebten.

Lea aber schwieg in düsterer Verstimmung. — Als Martha längst in einen süßen Traum hinübergeschlummert war, in dem sie das Summen der Musik in den Ohren klingen hörte, lag die Mutter noch immer schlaflos, mit einem dumpfen Haß gegen diesen Sohn im Herzen, der ihr da plötzlich im Wege stand und ihr das Ziel versperrte, das sie für so leicht erreichbar gehalten hatte.

So wenig sie auch die Gefühle eines siebzehnjährigen Herzens nachempfinden konnte, das eine hatte sie doch aus Marthas bewegter Stimme

herausgehört, daß es sich hier um mehr handelte, als um eine kindische Neigung, die der nächstbeste Eindruck weglassen konnte.

Aber fort mußte sie dennoch! Bereitelt, zerstört mußte sie werden, diese junge Liebe, um jeden Preis! Lea war sich nun auch völlig klar über den Grund ihres fast instinktmäßigen Erschreckens, ihrer sofortigen leidenschaftlichen Abwehr gegen dieses Sichfinden der Kinder.

Wolf Döllnitz hatte ihr ja selbst gesagt, daß er jedes Opfer bringen würde, um dem Sohn eine frühe Ehe zu ermöglichen; um wie viel mehr würde er hierzu bereit sein, wenn es sich um ihre Tochter handelte. Er würde in dieser Neigung förmlich einen Schicksalsbeschluss erblicken, daß die Jugend berechtigt sei zum Glück, er aber allen persönlichen Wünschen entsagen müsse. Schon die äußeren Verhältnisse würden ihm in diesem Falle ja einen Verzicht auferlegen; Bruno, der erst zum Offizier bestimmt gewesen war, hatte sich nach seiner Krankheit der Kunst zugewendet und war Kupferstecher geworden. Er hatte wohl einige erfreuliche Erfolge zu verzeichnen; dennoch konnte er, ohne die Beihilfe seines Vaters, nicht daran denken, eine Verbindung mit einem verwöhnten Mädchen einzugehen, auch wenn dieses Mädchen, wie Martha, einiges Vermögen besaß. Die Ehe der Kinder würde sicherlich den Vater bestimmen, alle Gedanken an eine eigene Wiedervermählung aufzugeben.

„Das darf nicht sein! Nie, nie!“ murmelte Lea, leidenschaftlich das dunkle Haupt schüttelnd, die Hände in die Rissen krampfend.

2.

Am nächsten Morgen sah Lea die Sache heiterer und zuversichtlicher an. Ihre Tochter war ja erst siebzehn Jahre! Es konnte doch kein Hegenwerk sein, dieses Kind auf andere Gedanken zu bringen.

Der Karneval hatte erst begonnen; es kamen

täglich Einladungen zu Bällen und Gesellschaften, und Lea konnte das unerfahrene Mädchen leicht glauben machen, daß es unhöflich wäre, sie zurückzuweisen.

Martha mußte tanzen und wieder tanzen, in einer wahren Hezjagd. Ihre Mutter wußte es wohlweislich so einzurichten, daß sie den kleineren Kreisen fernblieben, in denen ein Zusammentreffen mit Bruno unvermeidlich gewesen wäre. Der General dagegen erschien ab und zu auch auf den großen Offiziersbällen als Ehrengast, und Lea hatte nichts dagegen, durch ein wenig Eifersucht seine Liebe anzuregen.

Bruno konnte nur manchmal auf der dunklen Straße einen Blick der Geliebten erhaschen, wenn sie in den Wagen stieg, oder er starrte mit sehnsüchtigen, zuweilen zu wilder Bitterkeit aufflammenden Gedanken zu den hellbeleuchteten Saalsteinern empor, hinter welchen sie tanzte.

Lea aber hatte inzwischen bereits ganz unerwartet einen freudig begrüßten Bundesgenossen gefunden: den Direktor Klemens Seydel.

Er folgte dem Mädchen wie ihr Schatten; er schickte ihr Blumen, erwies ihr alle nur erdenklichen Aufmerksamkeiten und ließ sich durch die sichtliche Gleichgültigkeit, mit der Martha seine Huldigungen aufnahm, nicht abschrecken. Seydel war von starrer Hartnäckigkeit, wenn er einmal über einen Plan, den er verfolgte, mit sich selber ins reine gekommen war. Er wußte sein Benehmen, sein Gespräch genau der Person anzupassen, an die er sich wendete. Der frivole, spottlustige Lebemann ward mit Martha kindlich einfach, ließ sich ihre Pensionserinnerungen erzählen, interessierte sich für ihre Bücher, für ihre Studien in der Kunstgeschichte, die sie mit gewissenhaftem Eifer betrieb, und bewunderte mit warmem Interesse ihre Blumenmalereien. Er hatte rasch eine Einladung in das Haus der Frau v. Stapf erhalten und wurde von der Mutter stets mit liebenswürdigster Zuorkommenheit empfangen, wenn er sich an dem Theetische bei den Damen einfand. Auch der General verplauderte gern eine freie Stunde in Leas Gesellschaft, und zuweilen brachte er Bruno mit. Aber ein Zufall wollte, daß gerade dann der Direktor bereits in dem Wohnzimmer anwesend war und Marthas Aufmerksamkeit durch ein mitgebrachtes Werk, irgend eine interessante Sammlung oder hübsche Photographien in Beschlag zu nehmen suchte.

Wie ein Nebel legte sich das breite, trennende Alltagsleben auf die heimliche Liebe der beiden jungen Menschenfinder, daß sie einander kaum noch mit den Blicken umfassen, keinen echten Herzenston mehr zu einander zu sprechen vermochten.

Aber während Lea die Tochter scharf überwachte, verlor sie ihre eigenen Wünsche und Hoffnungen nicht aus den Augen. Es erfüllte sie mit Ungeduld, daß der General, in dessen Jügen sie wohl zuweilen einen Strahl jener einstigen leidenschaftlichen Bewunderung ausleuchten sah, die er ihr vor Jahren gezollt hatte, in seinem Wesen, in seinen Worten doch so fremd, so zurückhaltend blieb, als stünde noch wie einst eine Kluft zwischen ihnen. Sie rief ihm gern die Erinnerung an jene Zeit zurück, da er in ihr Haus gekommen war, und einmal, als sie zu viern am Theetisch saßen — der General und sein Sohn, Martha und Lea — sprang die lebhafteste Frau plötzlich, die jungen Leute gänzlich vergessend, auf und rief, in den anstoßenden Salon tretend, in dem ihr Flügel stand: „Besinnen Sie sich noch,

Herr General, auf das Lieb, das damals so in der Mode war?“

Sie spielte die bekannte Melodie des Gounod'schen Frühlingsliedes: „Sieh, schon weicht des Winters Nacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der bei einer Probefahrt kürzlich verunglückte **Kreische Drachensieger** hat die Gestalt eines gegen 17 Meter langen Schlittenbootes, das einen langen Schnabel und zwei Riele besitzt. Zum Antrieb dienen zwei elastische Segelluftschrauben, die von einem inmitten des Bootes befindlichen Benzinmotor in einander entgegengesetzter Richtung gedreht werden. Drei drachenförmige, gewölbte Luftsegel sind über dem Boot steufenförmig so angeordnet, daß sie bei der horizontalen Fortbewegung des Bootes einen Auftrieb bekommen wie ein gewöhnlicher Drache. Sie sollten dadurch das Luftschiff aus dem Wasser heben und es in der Luft schwebend erhalten. Dies die Theorie des Erfinders. Daß die Sache praktisch nicht ganz stimmt, ergibt sich daraus, daß der Drachensieger bei der jüngst stattgehabten Probefahrt auf dem Tullnerbacher Reservoir bei Wien umkippte und sank. Doch ist er gefahren, und Ingenieur Kreß wird ihn wieder mit leichterem Motor in Betrieb setzen. — Der schon lange schwer kranke **Emir Abdurrahman-Khan von Afghanistan** ist in seiner Hauptstadt Kabul gestorben. Er wurde im Jahre 1845 als Sohn des Asjal-Khan geboren und bewährte sich bereits als junger Mann in den Kriegen um die Herrschaft als tüchtiger Feldherr. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1867 vermochte er sich jedoch gegen den rechtmäßigen Emir Schir Ali-Khan nicht zu halten und begab sich in den Schutz der russischen Regierung nach Samarkand. 1879 wurde ihm die ersehnte Gelegenheit geboten, wieder in das politische Leben einzutreten. Er gelangte als Schützling der Engländer 1880 in Kabul und 1881 auch in Herat zur Herrschaft. Seitdem hat er es mit großer Gewandtheit und Energie verstanden, trotz der streitenden russischen und englischen Interessen und innerer Aufstände, sich als Emir von Afghanistan zu behaupten. — Auf dem sogenannten **Dürkheimer Wurstmarkt**, einem Volksfeste, hatte die Sektellerei Wachenheim in diesem Jahre eine **Riesen-Champagnerflasche** aufgestellt, die allgemeines Aufsehen erregte. Sie steht auf einem zeltüberdachten Sockel, hat einen Rauminhalt von über hunderttausend gewöhnlichen Flaschen und birgt in ihrem unteren Teil ein originelles Probierzimmer mit sechsteiligem Kreuzgewölbe, in dem gegen fünfzig Personen Platz haben. Während des Wurstmarktes wurden darin zu billigen Preisen deutsche und französische Schaumweine ausgetrenkt.

Zwischen Spoleto und Norcia.

(Mit Bild auf Seite 356.)

Westlich vom römischen Apennin, der in den 2479 Meter hohen Monti Sibillini gipfelt, erstreckt sich ein Hochland mit flachen Thalebenen, die von einzelnen Höhenzügen getrennt werden. Es fällt mit steilen Hängen gegen das mittlere Tiberthal ab. Die Bahnlinie Rom—Foligno—Ancona durchschneidet den Landstrich und überrascht durch ihre malerischen Gebirgspartien. Steigt man auf der Station Spoleto aus und fährt bis zu dem fünf Stunden entfernten Norcia, so kommt man durch jene wilde und romantische Felsenge, die unser Bild wiedergiebt.

Zur ewigen Heimat.

(Mit Bild auf Seite 357.)

Auf dem schönen Bilde von W. v. Kaubach, das unser Holzschnitt wiedergiebt, sehen wir tief unten auf der von Nacht umhüllten Erde die Häuser der Stadt, in der eben ein junges Menschenwesen den letzten Atemzug geihan hat. Und während die Eltern wohl in tiefen Schmerz versunken bei dem toten Kinde sitzen, trägt ein Engel die verkörperte Form zum Himmel hinauf, zur ewigen Heimat. Es ist ein schöner und poetischer Gedanke, dem der Meister in seinem stimmungsvollen Bilde künstlerische Darstellung gegeben hat.



Riesen-Champagnerflasche auf dem Dürkheimer Wurstmarkt. Nach einer Photographie von Christian Herbst, Hofphotograph in Worms.

Der Talisman.

Erzählung von L. Maurice.

(Nachdruck verboten.)

Vor mehreren Jahren war ich als Reserveoffizier zum Manöver in Schlesien einberufen worden und erhielt mit einigen Kameraden eines Tages mein Quartier in dem stattlichen Schlosse des Freiherrn v. Ensdorf angewiesen, wo uns eine sehr gastfreundliche Aufnahme zu teil wurde. Der Freiherr war früher selbst Soldat gewesen und eine Persönlichkeit, die man auf den ersten Blick gern haben mußte. Auch seine Gemahlin, eine noch sehr schöne Erscheinung, begegnete uns mit Lebenswürdigkeit, während die beiden Söhne sofort Freundschaft mit uns schlossen.

Da der nächste Tag ein Ruhetag war, so schlief ich einige Stunden länger als gewöhnlich. Punkt sieben Uhr morgens erschien mein Burfche, erhaltener Weisung gemäß, an meinem Bette.

„Schauen der Herr Leutnant doch mal aus dem Fenster!“ sagte er.

Neugierig, was es draußen Besonderes gäbe, willfahrte ich.

Da stand unser Wirt vor der Schlossrampe und auf derselben eine Anzahl malerischer, zerlumpeter brauner Gestalten, Männer und Weiber, offenbar Zigeuner.

Aus dem Schlosse wurde jetzt von Dienern eine Anzahl Körbe mit allerlei Lebensmitteln gebracht und den Fremdlingen ausgeliefert, welche sie mit Freudenstößen in Empfang nahmen. Dann versuchten die

Beschenkten dem Freiherrn die Stiefel und den Rock zu küssen, so daß er die größte Mühe hatte, sich der Zubringlichen zu erwehren.

„Das ist mir unbegreiflich!“ rief ich. „Statt das Gefindel davon zu jagen, scheint Herr v. Ensdorf Freude an dessen Besuch zu haben.“

„Freilich, Herr Leutnant,“ bemerkte mein Burfche. „Die Diener sagten mir, daß solche Banden sehr häufig hier vorsprechen und stets reich beschenkt werden.“

„Dahinter muß etwas Besonderes stecken,“ meinte ich und beschloß, den Freiherrn dieserhalb zu befragen. Ich hatte übrigens gar nicht nötig, den Schlossherrn erst um Auskunft anzu-

gehen; er empfing mich, als ich als erster seiner Gäste beim Frühstück erschien, schon mit den lachenden Worten:

„Nun, Herr Leutnant, haben Sie sich meine Schützlinge vorhin auch angesehen?“

„Jawohl, Herr Baron.“

„Ich heiße hier herum nicht umsonst Zigeuner-Ensdorf. Es hat damit natürlich eine besondere Bewandnis, und ich will Ihnen und den

den Tisch. Wir erblickten darin, wie es uns im ersten Moment schien, nur einen einfachen Taschenspiegel in Größe von etwa fünf zu zehn Centimeter.

„Der Talisman der Zigeunerin,“ sagte der Freiherr. „Betrachten Sie ihn einmal genauer!“

Wir nahmen das Etui in die Hand und erkannten jetzt, daß der Spiegel nicht aus Glas, sondern aus Metall war.

Erwartungsvoll sahen wir Herrn v. Ensdorf an.

„Ich erhielt ihn seiner Zeit zum Geschenk,“ fuhr er fort, „es sind jetzt zwanzig Jahre her. Ich war damals ein flotter Offizier und auf Urlaub hier, um meine Eltern und meine Braut, die Tochter eines benachbarten Gutsbesizers, zu besuchen. Eines Tages wurde uns vom Förster gemeldet, daß sich wieder einmal eine große Zigeunertruppe in unserem Walde häuslich niedergelassen habe. Wir sind das ja in dieser Gegend, so nahe an der österreichischen Grenze, gewöhnt und lassen es uns, wenn sich das Volk nicht gar zu lästig macht, gefallen. Am Mittag brach ein furchtbares Gewitter los. Wir hatten hier im Schlosse wohl aufgehoben dem Toben der entfesselten Elemente zugegesehen, da öffnete sich plötzlich die Thür, und ein Diener trat ein; hinter ihm zeigte sich ein verstörtes braunes, von langen schwarzen Haarsträhnen umrahmtes Antlitz.

„Die gnädigen Herrschaften verzeihen,“ stotterte der Diener, „ein Unglück ist geschehen. Der Blitz hat eine Buche mitten im Zigeunerlager getroffen und auseinandergerissen; zwei Menschen sind durch die Stücke erschlagen und vier



Partie zwischen Spoleto und Norcia. (S. 355)

anderen Herren, wenn es Sie interessiert, gern Aufklärung geben.“

Ich versicherte, auf solche sehr gespannt zu sein, und die Kameraden, welche sich bald darauf ebenfalls einstellten, brannten nicht minder darauf, die Erzählung unseres freundlichen Wirtes zu hören.

Nachdem wir das Frühstück eingenommen, führte der Freiherr uns in sein Arbeitszimmer, bot uns eine Zigarre an und zog dann aus der Seitentasche seiner Toppe ein elegantes Ledertäschchen, öffnete es und legte es vor uns auf

schwer verwundet worden.“

Wir beschloßen sofort, den Unglücklichen Hilfe zu gewähren. Einige Leitern wurden schnell mit Bettzeug belegt und so Tragbahnen improvisiert, mit welchen sich eine Anzahl Leute, denen ich mich beigesellte, zum Lager der Zigeuner begaben. Hier wurden die Verwundeten, drei junge Bursche und eine alte Frau — letztere, wie ich später erfuhr, die sogenannte Stammesmutter, also die größte Respektsperson bei den Zigeunern — vorsichtig auf die Bahnen gelegt und zum Schlosse getragen, wo man bereits



Photographieverlag der Photographischen Union in München.

einige Zimmer zur Aufnahme zurechtgemacht hatte. Auch war schon ein reitender Bote zu einem Arzt gesandt worden. Nun, die Sache ging verhältnismäßig gut, wozu wohl die zähe Zigeurnatur das Ihrige beitrug. Nach einiger Zeit schon konnten die Wursche als geheilt entlassen werden. Die alte Hania dagegen mußte noch länger das Lager hüten: das Rückgrat war schlimm verletzt worden. Ich besuchte sie, solange mein Urlaub währte, öfters und erkundigte mich auch später von der Garnison aus häufig nach dem Ergehen der Alten, um dann endlich zu vernehmen, daß auch sie wiederhergestellt und mit ihrem Stamme abgezogen sei.

Kurze Zeit hernach meldete mir eines Mittags mein Wursche, daß mich ein häßliches, runzeliges Bettelweib zu sprechen wünsche. Neugierig, was man von mir begehre, ließ ich die Betreffende hereinkommen. Es war die alte Hania. Sie humpelte auf mich zu und erklärte mir in ihrem laudermwelschen Deutsch, daß sie wieder wohlhabe sei und nebst ihrem Stamme mir und den Meinigen nie die ihnen erzeugten Wohlthaten vergessen werde. Als einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit möge ich — dabei zog sie jenen Metallspiegel aus der Tasche hervor — das hier nehmen. Es sei ein uraltes Stück und werde mir Glück bringen.

Wenngleich ich das Geschenk damals ziemlich skeptisch betrachtete, so verfehlte ich doch nicht, dem alten Weibchen freundlich Dank zu sagen und ihr noch etwas klingende Münze in die Hand zu drücken, worauf sie sich vergnügt entfernte.

Beim nächsten Besuch der Meinigen nahm ich den Spiegel mit. Ich hatte inzwischen schon erfahren, daß derselbe insofern einen großen Wert besitze, als die Platte aus einem ungemein gehärteten Stahl bestehen mußte, um einen so vorzüglichen Schliff zu gestatten, und daß andererseits dieser Schliff nur mit großer Ausdauer und Geschicklichkeit zu erzielen sei. Wiegen Sie übrigens das Ding mal in der Hand, meine Herren, Sie werden sich auch über die Leichtigkeit des Spiegels wundern. Das kommt daher, weil sich im Inneren eine hohle Fläche befindet, die eigentliche Spiegelplatte also ganz dünn und auf der mit erhabenen Rändern versehenen Unterlage mit fast unsichtbaren Nieten befestigt ist. Infolge des hohlen Raumes ist noch ein eigenartlicher Effekt hervorzubringen. Auf der Rückseite in der Mitte befindet sich ein kleiner Ring, der mit der oberen Platte in Verbindung steht. Zieht man daran, so wird die Fläche plötzlich konvex und giebt natürlich ein verzerrtes Bild.

Die Meinigen bewunderten das Geschenk gebührend, und triumphierend zeigte ich es auch meiner Braut. Es war nämlich inzwischen eine kleine Erkältung in unseren Beziehungen eingetreten. Sie hatte sich zur Zeit sehr mißliebig über die Aufnahme und Pflege der Zigeuner in unserem Schlosse ausgesprochen. Nach ihrem Bedünken hätte man sich um diese Landplage nicht kümmern, sie vielmehr ihrem Schicksale überlassen sollen. Ich war aber so verliebt in das reizende Geschöpf, daß ich diesen Beweis von mangelndem Mitgefühl bald wieder vergaß und von dem jetzigen Besuche hoffte, daß dadurch das frühere innige Verhältnis wiederhergestellt werde. Als ich ihr nun den Spiegel vorhielt, fragte sie neugierig, woher ich ihn habe. Und während ich es lächelnd berichtete, zog ich scherzend an dem Ring auf der Rückseite, so daß ihr Gesicht komisch verändert wiedergegeben wurde. Im gleichen Momente färbte sich dasselbe feuerrot, und ehe ich mich dessen versehen, hatte sie mir den Spiegel aus der Hand gerissen und denselben heftig zu Boden geschleudert.

„Das verbitte ich mir!“ rief sie mit zornbehebender Stimme. „Nicht nur, daß Sie sich zum Spotte der gesamten Nachbarschaft mit dem

Gefindel eingelassen, nehmen Sie sich nun auch noch heraus, mit dem Ihnen von demselben verehrten Trödel mich zu verhöhnen! Da — da!“

Und immer heftiger werdend, wollte sie auf dem Spiegel herumtreten.

Ich verbinde das noch rechtzeitig, wobei ich sie vielleicht etwas zu fest am Arm erfaßte, und nun rief sie, maßlos vor Erbitterung: „Sie wagen es sogar, sich an mir zu vergreifen? Wie gut, daß ich Sie noch früh genug kennen lerne! Auf der Stelle verlassen Sie mich mit Ihrem Bettlergeschenk! Und da ist auch Ihr Ring!“ Sie zog hastig den Verlobungsring ab und warf ihn mir vor die Füße. „Wir sind von jetzt ab geschiedene Leute!“

Der Freiherr machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Die Aufregung in meiner Familie und in unserem Bekanntenkreise war natürlich groß. Ich fühlte mich anfangs sehr unglücklich, obgleich ich den Vorstellungen meiner Eltern beipflichten mußte, daß ich mit einem so herzlosen Wesen, als welches die Betreffende sich jetzt offenbart hatte, sicher nicht glücklich geworden wäre.“

Die Zukunft bestätigte diese Annahme, denn meine ehemalige Braut heiratete ein Jahr später einen anderen, und es wurde eine sehr unglückliche Ehe. Nicht nur, daß die Frau dem Manne das Leben zur Hölle machte, sie ruinierte ihn auch durch ihre tolle Verschwendung. Dank meinem Talisman da blieb ich vor diesem Schicksale bewahrt.

Ich kehrte bald nachher wieder zum Regiment zurück.

An dem Landgerichte in der betreffenden Stadt war ein Vetter meiner ehemaligen Braut als Assessor beschäftigt. Er verkehrte in unserem Kreise, ohne sich aber besonderer Beliebtheit zu erfreuen. Ich war bisher so leidlich mit ihm ausgekommen, nun aber wurde unser Verhältnis, ganz ohne mein Verschulden, ein sehr gespanntes. Selbstredend hatte ich, außer zu meinen Eltern, über das damalige Benehmen meiner Braut zu niemand gesprochen. Es schwirrten somit nur Vermutungen über die Ursache unseres Zerwürfnisses durch die Luft, die mir getreulich von den Kameraden zugetragen wurden, zumal darin niemals Ehrenrühriges über mich enthalten war. Ich zuckte aber stets die Achseln und blieb verschwiegen. Natürlich kam auch dem Assessor das eine oder andere Gerücht zu Ohren, sein Benehmen gegen mich wurde immer eifriger; es konnte mir nicht verborgen bleiben, daß er nur nach einer Veranlassung suchte, um einen Streit mit mir vom Zaune zu brechen. Eines Tages hatte er Urlaub genommen und einigen Kameraden gegenüber die Absicht geäußert, sich zu seiner Cousine zu begeben, um von derselben den wahren Grund ihrer und meiner Entzweiung zu erfahren; er habe mehrfach brieflich angefragt, aber keine Antwort erhalten.

An einem der nächsten Abende saß ich nichts ahnend im Kreise einiger anderen Offiziere in einem Restaurant, als sich die Thür des Lokals öffnete und der Assessor eintrat. An seinem bleichen Gesichte und den böse funkelnden Blicken sah ich sofort, daß Ernstes bevorstand.

Er schritt auf unseren Tisch zu, pflanzte sich vor demselben auf und begann ohne weiteres mit erregter Stimme: „Meine Herren, ich bin jetzt in der Lage, Ihnen Authentisches über die Ursache, weshalb meine Cousine ihre Verlobung mit dem Herrn Leutnant v. Emsdorf löste, mitzuteilen.“

Als bald erhob sich ein Kamerad und sagte kurz und scharf: „Herr Assessor, ich habe Ihnen zu erklären, daß wir durchaus nicht neugierig auf Ihre Enthüllungen sind, und daß hier für dieselben außerdem nicht der Platz und die Gelegenheit ist.“

„Zimmerhin,“ lachte er schrill. „Nachdem

in letzter Zeit so viel über die Angelegenheit hin und her gesprochen worden, muß ich als Anverwandter der Dame Wert darauf legen, die Wahrheit möglichst schnell zu verbreiten.“

Der Kamerad wollte noch eine Bemerkung machen, ich legte ihm jedoch die Hand auf den Arm und sagte kalt: „Wenn der Herr durchaus will, so mag er reden; ich habe die Eröffnungen, wenn sie thatsächlich sind, durchaus nicht zu scheuen.“

„Nun, dann hat der Herr Leutnant v. Emsdorf ja merkwürdige Ansichten von dem, was er zu scheuen und nicht zu scheuen hat, er, der sich als Bräutigam nicht nur ein Zigeunerliebchen anschaffte, sondern auch deren Geschenke stolz seiner Braut zeigte.“

Ich saß einen Moment wie vom Blitze getroffen. Ich fühlte die Blicke aller auf mir ruhen, das gab mir schnell die Besinnung zurück. So gelassen als möglich erwiderte ich: „Mein Herr, ich will zu Ihren Gunsten annehmen, daß man Sie schamlos belogen hat. Das Geschenk, welches ich meiner ehemaligen Braut zeigte, stammt von keinem Zigeunerliebchen, sondern von einem alten, mindestens siebzigjährigen Zigeunerweibe, das mir solches aus Dankbarkeit für eine That verehrte, welche mir die Menschenspflicht auferlegt hatte.“

Er stieß ein höhnisches Gelächter aus. „Also verdrehen will der Herr Leutnant die Sache auch noch!“ schrie er.

„Herr,“ versetzte ich zornbehebend, „Sie wagen es, mich der Unwahrheit zu zeihen? Ich erkläre Sie für einen wissentlichen oder fahrlässigen Verleumder.“

Damit verließ ich das Lokal.

Am zweitfolgenden Morgen früh um fünf standen der Assessor und ich uns mit der Pistole in der Hand in einem Wäldchen in der Nähe der Stadt gegenüber. Er war als vortrefflicher Schütze bekannt, und aus dem tüchtigen Leuchten seiner Augen schloß ich, daß er es auf mein Leben abgesehen hatte.

Die Schüsse trafen zu gleicher Zeit. Ich fühlte im selbigen Moment in der Herzgegend einen Stoß, der mich fast wantend machte, und hörte dabei einen lauten metallischen Klang, fühlte aber auch, daß ich unverletzt sei, während mein Gegner mit einem Schrei zu Boden stürzte.

Meine Sekundanten eilten auf mich zu. Ich drückte ihnen beruhigend die Hand. Man hob den bemußlos gewordenen Assessor auf und trug ihn in den vorsorglich mitgeführten Wagen. Meine Kugel hatte ihm die Kinnlade zertrümmert. Er wurde zwar wieder geheilt; sein Gesicht blieb jedoch entstellt, und er hatte zeitlebens an dieses mutwillig herausbeschnorene Duell zu denken. Und nun, meine Herren, was hatte mich vor dem Tode bewahrt? Dort liegt mein Beschützer: Hania Spiegel, den ich in der Brusttasche getragen. An dem unvergleichlich gehärteten Stahl war die Kugel abgeprallt.“

Der Freiherr machte abermals eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Es kam der deutsch-französische Krieg. Ich zog mit ins Feld und war in mancher Schlacht, ohne eine Verwundung davonzutragen. Nach den blutigen Kämpfen an der Loire avancierte ich zum Hauptmann. Damals besetzten wir nach einem heftigen Scharmüzel gegen Abend einen kleinen Flecken, wo rasch Quartiere für uns gemacht wurden. Ich erhielt ein solches mit meinem Wurschen und einigen Untergebenen in einer armseligen, von den Bewohnern verlassenen Hütte. Ein mühsam beschafftes Bünd Stroh sollte mir als Nachtlager dienen. Nach Ausstellung der Wachen, was sich der jetzt überall umherstreifenden Franc-tireurs wegen als besonders nötig erwies, konnte ich daran denken, der sehr ersehnten Ruhe zu pflegen. Vorher aber sollte mir der Wursche noch in einer, in einem Gelaß gefundenen

defekten Schüssel Waschwasser bringen. Ich legte, was sich in den Taschen des Waffenrocks befand: Revolver, Briestafche und Hania's Spiegel, auf den wackeligen Tisch des Zimmerchens, zündete eine in den Hals einer Flasche gesteckte Kerze an und machte es mir dann so weit bequem, daß ich mich auf einen, noch in dem Raume befindlichen gebrechlichen Stuhl vor dem Tische niederließ. Ich nahm dann in Ermangelung eines anderen Hania's Spiegel zur Hand, um einen Blick auf mein pulvergeschwärztes Gesicht zu werfen. Ich saß mit dem Rücken gegen die Thür und bemerkte mit einemmal im Spiegel, wie diese langsam und vorsichtig geöffnet wurde und eine Gestalt darin erschien, eine lange, hagere Gestalt in einem Bauernkittel, mit bleichem, knochigem Gesicht, in dem die Augen wild und unstet flackerten. Dann hob der Mensch, indem er unhörbar auf mich zu glitt, den Arm, und ich sah es in seiner Hand metallisch glitzern wie von einem Messer oder Dolche. Im gleichen Moment fuhr ich, den Spiegel fallen lassend und den Revolver ergreifend, blitzschnell vom Stuhle empor und herum, dem Mordgesellen meine Waffe entgegenstreckend. Derselbe war darüber so außer Fassung gebracht, daß er mit erhobenem Arm unbeweglich stehen blieb. Jetzt erschien auch mein Bursche, packte mit seinen Fäusten den Arm des Kerls und entwand ihm das Messer. Mich hatte Hania's Spiegel wieder einmal vor dem Tode bewahrt.

Wir Gäste des Freiherrn hatten voller Spannung seiner Erzählung gelauscht.

„Das ist ja geradezu wunderbar!“ riefen wir jetzt.

„Nicht wahr, meine Herren?“ sagte Ensdorf. „Aber der Talisman der alten Zigeunerin leistete mir noch weitere unschätzbare Dienste. Hören Sie nur! Glücklicherweise und wohlbehalten kehrte ich aus dem Feldzuge in die Heimat zurück und nahm dann, da ich mich als einziger Sohn, dem dereinst die väterlichen Besitztümer zufielen, mit deren Bewirtschaftung vertraut machen mußte, den Abschied. Bevor ich mich aber dauernd daheim niederließ, wollte ich noch einige Zeit reisen und durchstreifte somit im Sommer des Jahres 1871 zunächst den Süden unseres lieben Vaterlandes, dann die Schweiz, Tirol, Kärnten, Steiermark und wollte hernach über Ungarn und Galizien heimkehren. Gelegentlich einer Eisenbahnfahrt, die mich nach Ungarns Hauptstadt bringen sollte, hatte ich auf einer kleinen Station einen unfreiwilligen Aufenthalt. Die Lokomotive versagte plötzlich den Dienst, und es mußte wegen einer anderen Maschine nach der nächsten größeren Station telegraphiert werden. Ehe der Ersatz eintraf, mochten mindestens fünf bis sechs Stunden verfließen. Was inzwischen auf dieser einsamen, mitten auf der Heide liegenden Station begannen? Ich fragte den Vorsteher um seinen Rat. Er meinte, ich könne einen Baron v. Paczal, dessen Gut in etwa einer Stunde zu erreichen sei, so lange um Gastfreundschaft bitten. Es sei gar ein lieber Mann, und der Weg dahin nicht zu verfehlen.“

Schnell entschlossen machte ich mich auf die Wanderung. Es war im September, aber die Sonne brannte noch recht fühlbar hernieder, so daß ich mich freute, endlich ein Wäldchen zu erreichen und einige Zeit im Schatten dahinschlendern zu können.

Plötzlich stockte aber mein Fuß. Klang das nicht wie Hilderufe? Wahrhaftig, da wurden wieder ängstliche Stimmen hörbar. Ich ergriff einen kurzen, armdicken Ast, der gerade vor mir auf dem Pfade lag, und stürmte in der Richtung dahin, von wo das Rufen an mein Ohr drang. Nach einer Minute erblickte ich eine Lichtung vor mir und darauf, an den von den Zweigen herabhängenden vielfarbigen Beeren und den umherliegenden und stehenden braunen Ge-

stalten jeden Alters und Geschlechts sofort erkennbar, ein Zigeunerlager. Seitwärts gewahrte ich eine dichte, nur aus Weibern bestehende Gruppe, und daraus erschollen jetzt wieder Hilderufe.

Ich warf schleunigst meinen Ast hin; hier war mit Gewalt nichts auszurichten. Doch schritt ich auf die Gruppe zu und entdeckte nun inmitten derselben zwei junge Damen, welche sich vergeblich bemühten, aus dem Knäuel herauszukommen, und daher fortwährend Angststöße ausstießen.

„Was geht hier vor?“ fragte ich.

„O mein Herr, retten Sie uns!“ flehten die Damen in höchster Verzweiflung. „Man hat uns unsere Schmucksachen geraubt und will sich auch noch unserer Börsen bemächtigen!“

„Ihr gebt den Damen sofort ihr Eigentum zurück!“ gebot ich.

Ein lautes Gelächter antwortete.

„Wo ist euer Oberhaupt?“ erkundigte ich mich; ein guter Einfall war mir plötzlich gekommen.

Ein großer Kerl, der sich bereits vom Boden erhoben hatte, trat auf mich zu und grinst mich so verdächtig an, als wollte er sagen: „Du kommst mir auch gerade recht als gute Beute.“

„Kennt Ihr Mutter Hania?“ fragte ich ihn.

„Mutter Hania?“ versetzte er mit großen Augen. „Ei, jawohl, ise sie mit Stamm drüben ins Schwobische.“

„Sie und ich sind gute Freunde, und in ihrem Namen erluche ich Euch, dafür zu sorgen, daß die Damen ihre Wertsachen wiedererhalten und sich unbelästigt entfernen können.“

„O, was Herre fogen, kenn' me glauben, kenn' me auch nit glauben, wie me will!“

„Dann schaut her, dies hier habe ich von Mutter Hania.“

Ich nahm den Spiegel aus der Tasche und reichte ihn dem Zigeuner, auf dessen Gesicht sich plötzlich lebhaftes Staunen malte. Dann blickte er den Spiegel von allen Seiten, besonders auf der Rückseite, wo, wie Sie bemerken werden, einige seltsame Zeichen eingraviert sind, und plötzlich zog der Kerl in tiefster Demut die schmutzige Kappe.

„Gutter Herre, braver Herre!“ schrie er laut.

„Orme Zigani ise treuer Hund von Herre. Herre können befehlen; orme Zigani thut olles!“

Dann sprach das Oberhaupt einige strenge Worte zu den Weibern, welche die Damen umringt hatten, und blitzschnell kam eine Anzahl Schmucksachen zum Vorschein, welche den Damen eifrig überreicht wurden.

„Ise jetzt Herre zufrieden?“ fragte der Zigeuner, mir den Spiegel mit tiefster Verbeugung zurückgebend.

„Vollkommen,“ versetzte ich.

„Herre kann überall gebieten, wo nur Zigani sein; braucht nur Spiegel zu zeigen. Ise gor ein selten wert'es Stück. Müßsen Hania viel Gutes gethon haben, daß Ihnen Spiegel 'schenkt hot.“

Ich führte darauf die Damen fort.

„Wie sollen wir Ihnen danken!“ rief lebhaft die eine, eine dunkeläugige Brünnette, und reichte mir beide Hände, was hernach auch seitens der anderen, eines lieblichen, blondhaarigen Wesens, geschah.

„Gestatten Sie mir vor allen Dingen, mich Ihnen vorzustellen, meine Gnädigen,“ sagte ich dann und that folches, worauf ich erfuhr, daß die Brünnette Ilka v. Paczal und die andere junge Dame Hedwig v. Eönaui heiße. Ich ward von Fräulein v. Paczal dringend eingeladen, mich als Gast ihrer Eltern zu betrachten. Sie erzählte zugleich, daß sie sich mit ihrer Freundin, ohne zu bedenken, welcher Gefahr sie sich dabei aussetzten, zu dem Zigeunerlager begeben, um sich wahrzusagen zu lassen.

„Wer weiß,“ schloß sie, „was mit uns geschehen wäre, wenn Sie nicht dazwischengetreten

wären. Wahrscheinlich hätte man uns geknebelt und gebunden unserem Schicksal überlassen und die Bande sich inzwischen mit den erbeuteten Schmucksachen und dem Gebe aus dem Staube gemacht. Dergleichen ist schon häufig vorgekommen.“

Auf dem Gute des Herrn v. Paczal wurde ich auf das herzlichste aufgenommen und zum Bleiben eingeladen. Ich verbrachte einige sehr glückliche Tage in dem gastlichen Herrenhause und lernte dort Fräulein v. Eönaui, die übrigens eine Landsmännin war und nur zum Besuche ihrer Pensionsfreundin Ilka bei der Familie Paczal verweilte, näher kennen und lieben. Sie ist seit fünfzehn Jahren mein liebes Weib, und unsere Ehe ist beneidenswert glücklich. Sie begreifen nun, meine Herren, warum ich so viel auf den kleinen Spiegel dort halte, und warum die Stammesverwandten der jetzt längst schon dahingeshiedenen Geberin auf meinen Gütern eine so freundliche Aufnahme finden.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Soldatenhandel in früherer Zeit. — Im Jahre 1805 erschien in der Himburschen Buchhandlung in Berlin ein Büchlein, welches betitelt war: „Unterricht für die königlich preussische Infanterie im Dienste der Garnison, auf Werbungen und im Felde.“ Aus dieser Schrift teilen wir nachstehend einen kurzen Abschnitt mit, der bezeichnend ist für die erstaunlich raffinierte Schärfe und herzlose Grausamkeit, zu der das preussische Werbesystem sich damals ausgebildet hatte.

„Der Unteroffizier muß,“ also heißt es dort, „das Transportieren durch große Städte und lebhafteste Ortschaften womöglich vermeiden. Des Nachts muß er solche Wirtschaften zum Quartier wählen, wo er und andere Werber seiner Macht immer einkehren, und wo der Wirt auf seiner Seite ist. In dem Nachtquartier selbst muß er die möglichste Vorsicht zur Erhaltung des Rekruten anwenden, denselben sich ganz auszuweichen und niederzulegen befehlen, dessen, sowie seine eigenen Kleider dem Wirt in Verwahrung geben und sich neben ihn, vorne nach der Thür zu, hinlegen. Beim Transport muß er nicht erlauben, daß der Rekrut sich sehr umsehe, stehen bleibe, noch weniger sich mit Reisenden und besonders gar nicht in einer fremden Sprache unterhalte. Er muß den Rekruten auf dem Transport so lenken, wie man mit dem Zügel ein Gespann lenkt; die Worte: Halt! Marsch! Langsam! Geschwinde! Rechts! Links! Grebeaus! müssen von dem Rekruten auf dem Fleck befolgt werden, sonst ist dies schon ein übles Omen, und des Unteroffiziers Autorität ist verletzt.“

Nie muß der Unteroffizier da einkehren, wo es dem Rekruten etwa zu frühstücken beliebt, sondern wo er zu diesem Behuf einmal für allemal einkehrt. In solchen Wirtschaften, wo der Transport zu Nacht bleibt, muß eine eigene, für den Werber und Rekruten bestimmte Gaststube sein, die: womöglich in einem Oberstock ist, und deren Fenster mit eisernen Gittern versehen sind.

Die ganze Nacht muß eine Lampe im Zimmer brennen, und neben selbiger ein unangezündetes Licht stehen. Der Unteroffizier muß seine Waffen dem Wirt abends übergeben, damit nicht der Rekrut gegen ihn in der Nacht davon Gebrauch macht. Morgens muß er sie sich wiedergeben lassen, sie nachsehen, frisch laden oder wenigstens frisch Pulver auffüllen, sich anziehen, reisefertig machen und dann erst den Rekruten aufstehen heißen und ihm seine Kleider zum Anziehen wiedergeben. Beim Hineingehen in ein Wirtschaften und Stube muß der Rekrut der erste, beim Herausgehen der letzte sein; im Wirtschaften selbst muß der Werber vor, der Rekrut hinter dem Tische sitzen. Hat der Rekrut eine Frau mit, so muß der Werber seine Aufmerksamkeit verdoppeln, die Frau muß auf dem Marsche vor dem Manne, niemals aber hinter demselben oder gar hinter dem Werber gehen.

Sie muß ebenso den Kommandowörtern auf dem Marsche gehorchen als der Mann, ebenso in den Nachtquartieren beobachtet werden, sich ebenso unterwegs, wenn der Unteroffizier zu frühstücken wo einkehrt, wie der Mann hinter den Tisch setzen, ebenso des Nachts nicht das Zimmer verlassen. Daß ein transportierter Rekrut während seines Transports

keine Feder anrühren, keine Briefe schreiben, keine Schreibtisch halten, selbst keine Bleifeder bekommen darf, ist natürlich, sowie daß man dem Rekruten und seiner Frau vor dem Antritt des Transports alle gefährlichen Waffen, Terzerole, große Messer u. s. w. abnehmen muß und während des Transports nicht erlauben darf, daß der Rekrut so wenig wie seine Frau einen Stock, Knüttel oder Stab tragen darf.

Allein, daß ein Unteroffizier zwei Rekruten transportiert, muß nie der Fall sein. Macht die größte Not diesen Fall unvermeidlich, so ist dies schon traurig und für den Offizier sowohl wie den armen Korporal ohne Grenzen riskant. Es ist besser, auf Vorsichtsmaßregeln einige Ausgaben zu verwenden, als die Rekruten einzubüßen und das Leben des Unteroffiziers unvermeidlicher Gefahr auszusetzen. Sowie dem Offizier, um so mehr noch dem Unteroffizier ist ein tüchtiger Hund äußerst nützlich. Nur

muß derselbe gehörig abgerichtet sein, keinen Stock in der Hand des Rekruten leiden, sowie derselbe in der Nacht sich rührt oder aufsteht, anschlagen und seinen Herrn mecken, auf dem Marsche den Rekruten, wenn er aus dem Wege herausgeht, wieder in den Weg treiben, fängt der Rekrut an zu springen, denselben packen und nur auf seines Herrn Wort wieder loslassen, nicht leiden, daß der Rekrut etwas von der Erde aufnehme, und lauter Rünste können, die auf das bessere Transportieren des Rekruten abzuwecken und dem Unteroffizier den Dienst erleichtern."

"Mancher Rekrut" — heißt es am Schlusse — "sucht dadurch seine Befreiung zu erlangen, daß er an einem Orte, wo viele Menschen versammelt sind, oder beim Durchgange durch eine Stadt über Gewalt oder ungerechte Anwerbung schreit. Hier muß der Unteroffizier den Schutz der Obrigkeit erheischen und wird selbigen auch nach Vorzeigung seines Werdepasses und der von Zeugen unterschriebenen Kapi-

tulation des Soldaten gewiß erhalten. Der Unteroffizier mit einem Wort muß sich nicht irre machen lassen, sich nicht das Herz abtaufen lassen, niemals die Gegenwart des Geistes verlieren oder wohl gar unentschlossen handeln, welches noch schlimmer ist, als wenn er unrecht handelt. Versucht der Rekrut, unternimmt er nur das mindeste, so muß er geschlossen werden. Alle Kosten, die der Rekrut durch Desertationsanschläge nötig macht, muß er selbst tragen, und kann ihm der Unteroffizier bis zu seiner Ablieferung das Handgeld abnehmen. Von jedem in einem Orte vorgefallenen Exzesse, von jeder Maßregel, die der Unteroffizier zu nehmen gezwungen ward, muß er sich, um sich bei seinem Offizier auszuweisen, von der Ortsbehörde ein Attest geben lassen. Besonders muß dies geschehen, wenn der Unteroffizier in die traurige Notwendigkeit gesetzt ward, auf den Rekruten zu schießen, mag er ihn nun entweder bleiiert oder getötet haben. Der Fall,

Humoristisches.

Verblümt.

Sonntagsjäger: Haben wir uns nicht schon 'mal getroffen?
Frieder: Ja Sie noch nicht!



Nicht tröstlich.

Hausarzt: Lieber Herr Kollege, entschuldigen Sie, aber ich kann mit dem besten Willen mich nicht zu Ihrer Ansicht bekennen.

Zweiter Arzt: Ach, bitte sehr, hat gar nichts zu bedeuten; überdies wird die Sektion mir recht geben.

daß ein Rekrut dem Unteroffizier entkomme oder entwische, wird gar nicht als denkbar, also auch nicht zu attestieren angenommen." [S. Th.]

Vom Haifisch. — Der Kapitän des „Fils de France“, Gautier, hatte einen mächtigen Hai gefangen. Man zog ihn an Deck, wo er gewaltig um sich schlug. Ein Beilhieb trennte ihm den Schwanz ab, der Leib wurde aufgerissen, und Herz und Eingeweide herausgenommen. Da wollte Gautier einigen Passagieren das mächtige Gebiß des Tieres zeigen und steckte die Hand in seinen Rachen. In diesem Augenblicke schnappte der Fisch zum letztenmal sein Maul zusammen, und die Hand des Kapitäns war — abgebissen. [D.]

„Nur.“ — Einmal trat der König Ernst August von Hannover mißvergünstigt ins Zimmer, weil er bemerkte, daß bei der eben abgehaltenen Parade die Feder seines Hutes vom Regen ganz durchnäßt und ziemlich verdorben war.

Da erlaubte sich der anwesende Leibjäger die Bemerkung: „Die Reparatur kostet ja nur sechzehn Groschen.“

„Nur?“ fragte der König. „Wenn man bei allen Ausgaben immer sagt „nur“, wird man niemals auf einen grünen Zweig kommen. Von sechzehn weg-geworfenen Groschen könnte sich eine arme hungrige Familie sättigen. Komme mir künftig keiner wieder mit dem einsfältigen „Nur.““ [S. W.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 44:
Wer nie gezwiebelt, hat wohl kaum gedacht.

Wort-Rätsel.

Philadelphien, Flieder, Flandern, Oberberg, Paradies, Testament, Weihnachten, Longfellow, Anasiasus, Knotenpunkt, Engelbert, Freidank, Chinastäber, Vorkellung, Klosterneuburg, Schornstein, Schaffhausen, Schwester, Mosaggen, Cherubini. In jedem der oben angeführten Wörter ist ein Wort versteckt, deren Anfangsbuchstaben, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort ergeben. Wie lautet dieses?

Auflösung folgt in Nr. 46.

Charade. (Vierzeilig.)

Das erste Paar, das treu bewacht,
Was uns das Leben teuer macht,
Ist vielen lieb und wert.
Das letzte Paar bedrückt oft schwer;
Doch giebt es seiner freudig her.
Wenn man's von ihm begehrt.
Das Ganze macht das erste Paar
Noch teurer, als es früher war.

Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösungen von Nr. 44:

des Rätsels: Morgen;
des Wechsel-Rätsels: Gramm, Gram.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.